

Blätter für Literatur und bildende Kunst, herausgegeben von Th. Hell.

26. Mittwoch, am 30. März 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

L i t e r a t u r.

Die Britischen Colonieen nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilen und übrigen socialen Beziehungen, von R. Montgomery Martin. Aus dem Englischen bearbeitet von Dr. Paul Frisch. Erste Lieferung: Asien. Zweite: Westindien. Leipzig, bei Hinrichs. 1835. 158 und 194 S.

Es ist höchst erfreulich, zu bemerken, daß, seitdem die alte Geheimthuerei verschwunden, das Fach der gründlichen Statistik von Tag zu Tage sich auf eine Art bereichert, von der man früher gar keine Ahnung hatte. Seit Jahresfrist haben wir die trefflichen Werke Hofmann's, Meyer v. Knonau's, Forskals, Gräberg's von Hemsö, angezeigt, und hier erhalten wir wieder eins, das in jeder Hinsicht jenen an die Seite gesetzt werden kann. Sechs Abschnitte der ersten Lieferung beschäftigen sich mit den britischen Besitzungen auf dem Festlande von Ostindien. Sie geben zuerst eine kurze Uebersicht von der Entstehung und den Fortschritten der britischen Macht in Asien, und gehen dann nach und nach auf die physische Beschaffenheit, das Klima, die Naturerzeugnisse und die Bevölkerung der einzelnen Präsidenschaften über. Die übrigen Abtheilungen begreifen Ceylon und die anderen asiatischen Besitzungen der Engländer. — So genau, wie wir in der zweiten Lieferung das noch so wenig gekannte britische Guyana geschildert fanden, haben wir in neuerer Zeit selten eine Darstellung so entfernter und fast nur an der Küste bereiseter Weltgegenden erblickt. Nicht minder vortrefflich ist das zwar bekanntere Jamaika geschildert. Aus allen diesen Darstellungen geht jedoch die erschreckende Wahrnehmung hervor, daß die Colonieen, deren Existenz vorzüglich vom Zuckerbau abhängt, ihrem gänzlichen Untergange mit Riesenschritten zuweilen. Wie sich dieses Verhältniß durch die Runkelrübenzuckerfabrikation, welche auf dem europäischen Continent mit jedem Tage auf eine reißende Art zunimmt, besonders während der so gefahrdrohenden Uebergangsperiode der Sklaven-Emancipation, für Jamaica, Trinidad &c.

gestalten wird, dürfte vielleicht eine sehr nahe Zukunft auf eine traurige Weise lehren.

Ein Vortheil, den die westindischen Pflanze jetzt zu erstreben suchen, ist eine Reduction der Auflagen auf Rum, und die Erlaubniß, Zuckerstoffe mit verminderten Abgaben in Brennereien, Destillirhäusern &c., verwenden zu dürfen. Ein vielleicht momentaner Gewinn, doch gewiß bei allen denen gegen die Existenz der Colonieen ankämpfenden Verhältnissen eine einzelne Planke im Schiffbruch.

Schließlich können wir die vorliegende Schrift dem Geographen wie dem Statistiker nur aufs Beste und Dringendste empfehlen.

E. v. Wachsman.

Photoblätter. Drei Novellen von Adolfine. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1835.

Hätte ich aus dem Titelblatte auch nicht ersehen, daß eine weibliche Feder diese Novellen schrieb, ich wollte es dennoch keck behauptet haben. Es sind ganz jene weichen, leichten Schöpfungen, welche, aus einem Frauengemüth behend entwickelt, der lesenden Frauenwelt auch zunächst zusagen. Nicht eine tiefere Richtung, nicht psychologischer Werth ist hier zu erwarten, wodurch man wohl in unseren Tagen gern eine Novelle aus der großen, sich jährlich mehrenden Meßfluth belletristischer Schriften bedeutsam hervorragen sieht. Allein in dem angedeuteten Kreise werden diese drei Erzählungen meist den großen Hauptzweck ihrer Schwestern erfüllen, — zu unterhalten. Denn obgleich nur von einfacher Erfindung, vermögen sie doch das Interesse wach zu erhalten; ohne Eigenthümlichkeit der Charaktere treten diese doch in hinlänglich bestimmter Gestalt hervor, und ohne besondern Glanz der Darstellung befriedigt diese doch im Ganzen in Diction und Anordnung.

Die erste Novelle ist: „Leidenschaft bringt Leid.“ — Ein junges, vornehmeres und, wie sich von selbst versteht, schönes Mädchen, einem wackern jungen Manne, ihrem Jugendgespielen, verlobt, wird von Leidenschaft erfüllt für einen gewissen Lord, dessen verderbliche Grundsätze à la

Don Juan Tenez aus näherem früheren Umgange kennt. Der glückliche Bräutigam hatte oft dem Lord die Reinheit, die Treue seiner Braut geschildert, und Dieser faßt den böshafsten Entschluß, Tenez vom Gegentheil zu überführen. Durch eine anziehende Persönlichkeit, durch wohlberechnete Gefühlsheuchelei bei großer Kenntniß weiblichen Herzens, endlich durch ein günstiges Zusammenwirken von Umständen gelingt es ihm, die Braut zu verführen, und er tritt dann von der Entehrten mit kaltem Hohne zurück, als sie ihr Recht an sein Herz geltend zu machen sucht. Die schmählich Betrogene vermag ihre Schande nicht zu überleben und tödtet sich. Ihre Freundin Comilla, deren Schwester der Lord schon früher mittels einer kühnen List entehrte, rächt zuletzt alle durch ihn Verrathenen ihres Geschlechts; sie stößt ihm denselben Dolch in's Herz, mit welchem er einst den Gemahl ihrer Schwester mordete, und den die Geistlichkeit aus habfüchtigen Plänen ihr in die zarte Mädchenhand zwingt.

„Lisbet, die schöne Holländerin,“ leidet an einer für das Interesse des Lesers tödlichen Krankheit, an einem zu breiten Eingange, der hier keinen andern Zweck hat, als das einfache häusliche Leben einer Matrone und ihrer Magd zu schildern. Dieses nach der Uhr streng geregelte Beten und Vegetiren wird durch die Ankunft einer jungen Verwandten unterbrochen, deren Aeltern in Holland starben und sie dort statt des früheren Wohlstandes in tiefer Dürftigkeit zurück ließen. Die alte Base nimmt sie in ihr Haus auf. Lisbet ist eine zärtliche Tochter, ein wunderholdes, talentreiches Mädchen. Sie lernt die Wirthschafterin eines nahen gräflichen Schlosses kennen und erfährt von dieser, daß ihr Herr, der Graf, an einer unheilbaren Augenentzündung leide. Lisbet besitzt zufällig eine köstliche Salbe, welche sie dem Kranken sendet und ihn glücklich heilt. Er lernt seine Retterin kennen, lieben, heirathet sie und Alle sind glücklich, nachdem noch zuvor der blaue Horizont der Liebenden durch eine schwarze Wetterwolke grundloser Eifersucht auf kurze Zeit getrübt wurde.

Die dritte Novelle: „Rosa“, beginnt mit der Vermählungsfeierlichkeit einer wunderschönen Prinzessin, die der Convenienz ein gebrochenes Herz zum Opfer bringt. Nur zu bald erliegt sie dem tiefen Weh und überreicht sterbend der mit ihrem Geheimniß vertrauten Freundin, Gräfin Sternau, gewisse Papiere mit der nöthigen Instruction. Diese wird von dem Gemahl, um sie zu zerstreuen, nach Italien geführt; man kauft dort eine Villa, der Graf stirbt nach einigen Jahren und die Gräfin findet ihr Glück an zwei heranblühenden Töchtern. Beide verloben sich später den Söhnen eines benachbarten Marquis. Der ältern,

Rosa, wird nun von der Mutter eröffnet, daß sie nicht ihre Tochter, daß sie die Frucht einer heimlichen Ehe ihrer unglücklichen fürstlichen Freundin sey. Zugleich überreicht sie der Ueberraschten das Paket, wie jene Sterbende für den Fall der Verlobung ihrer Tochter oder deren Eintritt in das zwanzigste Jahr angeordnet hatte. Rosa findet darin, daß ihre Mutter während ihres Stiftslebens bei einer Tante sich mit einem jungen, heißgeliebten Manne heimlich verband, der dann plößlich, wie es hieß, in Folge eines gehabten Duells spurlos verschwunden. Die erschütterte Braut hält es für Pflicht, den Verlobten, einen schon gereiften Mann, zum engsten Vertrauten zu machen; sie weist ihn in ihr Cabinet, die geheimnißvollen Papiere zu lesen; nach kurzer Zeit hört man einen schweren Fall im Oberzimmer, eilt erschreckt hinauf und findet den Bräutigam besinnungslos. Bald ergiebt sich, es ist — Rosa's Vater, der diese entsetzliche Entwicklung seines Verhängnisses nicht lange überlebt. Die unglückliche Braut macht eine Reise nach Deutschland zu dem Grabe ihrer Mutter.

Man fühlt bei diesen leichten, anspruchlosen Zeichnungen, daß sie wohl bei tieferer Auffassung, bei sorgfältiger Darstellung viel gewinnen konnten. Der Verfasserin sey zum Schluß der freundliche Rath gegeben, sich weniger ihrer weichlichen Manier zu überlassen, vor Allem aber sich vor einer gewissen fatalen Koketterie mit den glänzenden Keuferlichkeiten ihrer Personen, in Kleidung, Wohnung u. dgl., zu hüten. Eine geschickte Künstlerhand muß Alles bemerklich zu machen wissen, ohne daß dabei das Gesuchte dem Leser augenscheinlich und unangenehm wird; so ungefähr, wenn ein Mädchen mit dem zum Tode verwundeten Herzen, in heißen Thränen aufgelöst, sich auf einen herrlichen, schwellenden, grünseidenen, goldbefranzten Divan niederläßt. Wozu dergleichen Nebenbemerkungen in einem solchen Moment? —

Julius Krebs.

Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. — Leipzig, Weidmann'sche B. 1835.

Der Dichter des „letzten Ritters“ bietet uns hier einen lyrischen Strauß, dessen bezaubernde Blumenfülle und Farbenschiller fast glauben macht, als habe ihn der glühende Deutsche unter Palmen des Morgenlandes gewunden. Dem Prolog, an seinen Freund Joseph von Hammer gerichtet, möcht' ich nicht allein eine reinische, sondern auch eine symbolische Bedeutung für die Dichtungen selbst geben, zumal in den köstlichen Zeilen:

Blüthenduft und Thau und Segen
Saugt im Osten Menschengestalt,
Steigt als Wolke, die als Regen
Mild auf Westens Flur dann fließt!

Und die Brücke hat gezogen,
Die vom Ost zum West sich schwingt,
Fantasie, als Regenbogen,
Der die Berge überspringt!

Bei'm ersten Anblick scheint die Ueberschrift mysteriös, weist aber sehr schön auf jenes zauberische Hell Dunkel (clair-obscur) hin, das als Abendröthe der Erdenprosa und als Morgenröthe der Weltpoesie Grün's Dichtungen umspielt. Oder ist etwa die Benennung „Schutt“ ein lächelnder Scufzer oder ein Carcaëmus auf des Dichters Lippe gewesen, nicht um seine Gedichte, sondern den Schemel zu persifliren, worauf er gedichtet?

Die erste Liederreihe: „Der Thurm am Strande“, labet uns nach Venedig in das Verließ eines Gefangenen, welcher, umzingelt von Quadern und bewacht von Kette und Kerkermeister, nicht in sentimentale Klagen oder in Freiheitstiraden ausbricht, sondern mit ächt dichterischer Ironie seine Fessel besingt und mit zorniger Zähren-Poesie seinen Freiheitsdurst löscht. Es sind die herzlichsten Kerkerlieder und die engelreinsten Freiheitsgefänge, die je aus dem Munde eines Dichters erklingen. Es liegt darin ein paradiesischer Zauber und ein göttlicher Misemuth, der sich nicht aussprechen, nur fühlen läßt — es liegt darin die wehmüthigste, mit den köstlichsten Rosen übersäete Bitterkeit, welche den Erzwurm der Knechtschaft mit ihren Reizen umgarnt, um desto glorreicher über ihn obzusiegen. Keinem ist so wunderherrlich, wie Anast. Grün, gelungen, politische Thränenperlen in sein Dichter-Diadem zu fassen.

„Eine Fensterscheibe“ veranlaßt die zweite Liederreihe. Die Sage von jenem Bettler, der einst bei'm Baue der St. Stefanskirche zu Wien zum Abte trat und ihm seine einzige Beisteuer, einen Pfennig, anbot, gerade zu einer Fensterscheibe hinreichend, benutzt unser Dichter geschickt, um jene morgendliche, hochheilige Zeit der Dome und Klöster im grellen Widerstreit mit der jehigen Profanation und mit der lebendigen Gottesprophetin Natur vorzuführen. Und so konnt' er auch sagen und singen:

Ich aber singe durch die deutschen Gauen,
Wo rüst'ge Meister stolze Dome bauen;
Nehmt hin mein Lied und laßt es euch gefallen
Als eine Scheib' in deutschen Dichterkälen!

In „eine Fensterscheibe“ zaubert uns Grün die vortrefflichsten Glasmalereien. Es sind im edelsten Sinne Genrebilder, eingerahmt von romantischen Arabesken. Diese Genrebilder versinnlichen die todtten Andächtler in der Kapelle und das Lebendigbegraben in der Klosterwelt mit der anschaulichsten Scenerie. Das Kloster zumal erscheint als eine lächelnde Gruft, deren Rosenränder den frommen Pilger über den Mummelsee täuschen, aus dessen Untiefen der ewige Ordensbruder, Tod, nur erretten kann. Grün spinnt ein Wundernetz über diese traurigen Räume und läßt die lustigsten, lieblichsten Gedanken, als ob sie da drinnen verzaubert wären und in die Freiheit hinausstrebten, daraus hervorkriechen, um in die grüne Wirklichkeit hinüberzuaranken.

Im „Cincinnati“ führt uns der Dichter an den Golf von Neapel, wo eben ein amerikanisches Schiff, Cincinnati benannt, Abschied nimmt von der Zaubersee Italia. Dieß ist Motiv eines ächt poetischen Contrastes. Bald wird das Land der Wunder und Wunden in seinen Ruinen und Reizen geschildert — jenes Land, dessen glorreiche Vergangenheit und blutige Schädelstätte keine Rose, keine Pinie der Gegenwart überwuchern kann; bald stehen vor unserm Auge die jungen, vereinigten Staatenkolosse, wie sie den columbischen Urwäldern entstiegen, Gesilde und Meere beherrschen. Hier die Menschen in ihrer Entmenschung und Ohnmacht, dort in ihrer Unschuld und Kraft — hier Blut, dort Blumen — hier Zwist und List, dort Friede und Freude — hier Kette und Heuchelei, dort Freiheit und Einfalt! Dort weckt die Morgensonne mit jungfräulicher Wange die verschlafenen Urwälder, und hier geht die Abendsonne blutigroth unter im Tyrhener-Meere, die Bilder liebäugelnder Berge, bezaubernder Felsennester und gigantischer Reste der Vorzeit im Wellenspiegel begrabend. Diese Liederreihe ist gleichsam eine Meerfahrt der Poesie, wo sich im Anschauen irdischer Wandelbarkeit und Wechsels der Weltgeist und die Weltpoesie offenbart.

In den „fünf Ostern“, der letzten Liederreihe, erblühet unserm Dichter die Passionsblume der Romantik. Palästina, der Lehrstuhl und die Leidensstätte unsers göttlichen Bluters, ist das Herzblatt dieser Osterlieder. Wir sehen den Heiland im Glorienscheine herniedersteigen, um auf dem Delberge wiederum Ostern zu halten. Sein Gottesauge blickt in die Thale — da wandelt der ungläubige Derwisch und der blutige Kreuzritter und Ahasver, als Sieger, als Sklav, als Verstoßener! — Dort wuchert Jerusalem, diese abtrünnige Geliebte ihres Herrn und Meisters, mit dem Golde des Salomondes! — Es ist, als sah' er die Stadt an und weinete über sie,

oder als ob er den Tempel beträte und die Mäler und Krämer hinausgeißelte und spräche: Mein Haus ist ein Bethaus; Ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht! —

Dies, glaube ich, ist der Geist, welcher aus dem „Schutte“ als tausendfache Gedankenblume hervorblüht. Der Kern dieser Dichtungen zeigt eben so von ethischer Würde und Kraft als von ästhetischer Meisterschaft und Vollendung.

In Anastasius Grün spiegelt sich die Sonne der reichsten Fantasie im Meere der reinsten Gemüthlichkeit. All seine Bilder und Gedanken sind gleichsam Meerlilien, die aus den stillen Tiefen des Herzens mit ihren Kronen emporsteigen. Es besteht zwischen Grün und dem trefflichen Rückert eine gewisse poetische Wahlverwandtschaft. Beide entäußern sich der Subjectivität, die entweder vor lauter Gigantik oder vor lauter Götter-Idealismus verschmachten möchte, beide gehen fern von der großen Straße egoistischer Bilderstürmer und Sterngucker, beide sind schulfrei und volkthümlich. Frei von der meist grobsinnlichen Anschauung der antiken Poeten, frei auch von der Empfindsamkeit und der Herzenschwulst mancher Romantiker, manifestirt sich ihre Lyrik in der wunderreichen Gottesnatur, in der grünen, lebendigen Wesenheit. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß Rückert weniger der Sache als dem Wesen nach der Romantik huldigt, während Grün sich nicht bloß am waldfrischen Dufte, sondern auch an der Purpurglut der romantischen Wunderrose erfreut. Es klebt indeß Grün mit nichten jener Schule an, deren Manie und Manier stereotyp ist.

Im „Schutte“ hat Anast. Grün eine neue Bahn für die deutsche Lyrik, wenn nicht gebrochen, doch betreten. Er hat gezeigt, in wie weit dem Lyriker Objectivität möglich ist. Ja er hat sogar bewiesen, daß man sich selbst objectiviren könne und daß eine Metamorphose des Dichter-Ichs nicht nur nicht unpoetisch, sondern wahrhaft poetisch sey. Wird schon in jenen altgermanischen Dichtungen das Uebersinnliche und Abstracte durch Allegorien und Personificirung veranschaulicht, so geschieht hier noch etwas mehr, indem der Dichter theils sein Ich in ein anderes wirkliches oder ideales Wesen, in eine Fremden-, in eine Sagen-Figur legt oder darin verbirgt, theils dem

stummen Geschöpfe und der schlafenden Blume durch die Prosopopäie freieres Leben und Sprache verleiht. Diese lieblichen Traumgestalten, diese verkörperten Ideen (selbst politischer Art, so daß sich Goethe's Scheltwort auf politische Poesie nihilirt) sind mir als die schönsten, duftigsten Trümmerbäumchen des Schuttes erschienen.

Wer möchte nicht Anastasius Grün, weil stets zum ewigen Grün der Poesie aufsteigend, als einen Athanasius, als einen Unsterblichen unter den deutschen Dichtern begrüßen? —

Friedr. Goldschmied.

Fortsetzungen.

Memoiren des Friedensfürsten. Aus dem Französischen des Esmenard von Dr. A. Diezmann. Leipzig, Hinrichs. 1836. 1r Band, 2te Hälfte. 193 — 473 S.

Auf die nur erst in Nr. 17 dieser Blätter angezeigte erste Hälfte des ersten Bandes ist nun bereits der doppelt so starke Schluß desselben gefolgt, und fährt Herr Diezmann mit dieser Raschheit fort, so wird bald das ganze anziehende und historisch wichtige Werk in den Händen deutscher Leser seyn. Es klagt zwar derselbe selbst über allzu große Eile, wir haben aber nicht gefunden, daß sie irgendwo der Uebertragung wesentlich geschadet habe. — Diese Uebersetzung nach dem Französischen dürfte aber jeden Falls einer nach dem Englischen zu veranstaltenden vorzuziehen seyn, da diese englische eben auch erst wieder aus dem Französischen übertragen worden und folglich jene, indem sie unter den Augen des Fürsten selbst erfolgt, alle Ansprüche an Originalität machen kann, bis wir endlich einmal die noch gar nicht gedruckte spanische Urschrift erhalten.

Es umfaßt aber diese vorliegende Hälfte sehr wichtige, von spanischer Seite aus noch niemals beleuchtete Begebenheiten und Verhältnisse, nämlich den Krieg Spaniens mit der französischen Republik in den Jahren 1793 bis 1795, den Baseler Friedensvertrag und den dann erfolgten Bruch mit England.

Th. Hell.

Druckfehler.

In Nr. 15 dieser Bl., Seite 58, Spalte 2, Zeile 11 von unten, ist statt „Eogil“ zu lesen „Epril“.